

HEYNE <

Das Buch

Ellie kann ihr Glück kaum fassen. Dan, der Mann ihrer Träume, hat endlich um ihre Hand angehalten. Die Sache hat nur einen kleinen Schönheitsfehler: Linda, Dans hinreißende und liebenswerte Mutter, unterstützt ihren Sohn bei den Hochzeitsvorbereitungen nicht nur in Rat, sondern noch mehr in Tat. Die Schwiegermutter in spe wählt den Ring aus, setzt den Hochzeitstermin fest und verwaltet selbstverständlich die Gästeliste. Mit dem gemütlichen Candle-Light-Dinner ist es vorbei, denn Linda arrangiert eine Gala, auf der sich alle amüsieren, nur das Brautpaar nicht. Leider kommt es noch viel schlimmer: mit untrüglichen Instinkt platzt die Schwiegermama immer genau dann in das traute Familienleben, wenn sich ihre Lieben in Sicherheit wiegen. Doch so leicht gibt sich Ellie nicht geschlagen...

Die Autorin

Jane Green, Bestsellerautorin aus England, hat früher viele Jahre als Journalistin gearbeitet. Ihre Bücher werden weltweit in 20 Sprachen übersetzt. Zusammen mit ihrem Mann und ihren vier Kindern lebt die Autorin in London und Connecticut.

Jane Green

Bis dass sie
uns scheidet

ROMAN

Aus dem Englischen
von Ruth Keen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE OTHER WOMAN erschien
bei Penguin Books Ltd., London



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Holmen
Book Cream* für Taschenbücher liefert Holmen Paper, Hallstavik,
Schweden

Taschenbuchausgabe 05/2009
Copyright © 2004 by Jane Green
Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe
by Diana Verlag, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH
Copyright © dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
TUMschlaggestaltung: © Hauptmann & Kompanie,
München – Zürich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-72219-4

www.heyne.de

Eins

Krankfeiern ist eigentlich nicht meine Art. Und obwohl ich gern vorgeben würde, krank zu sein, bin ich's nicht. Es sei denn, ich dürfte als Symptome Angst vor der Hochzeit, Torschlusspanik und jede Menge Stress anführen.

Dennoch habe ich heute Morgen beschlossen, dass ich einen freien Tag brauche – oder zwei, wieso nicht –, weshalb ich in aller Frühe im Büro angerufen habe, da ich als notorisch schlechte Lügnerin unserer Empfangsdame Penny wesentlich leichter etwas vormachen kann als meinem Chef.

»Du armes Ding.« Pennys Stimme war voller Mitgefühl. »Aber angesichts deiner bevorstehenden Hochzeit ist das ja kein Wunder. Der Stress kann einen fertig machen. Leg dich am besten ins Bett und zieh die Gardinen vor.«

»Mach ich«, sagte ich mit krächzender Stimme, korrigierte mich aber gleich wieder – da Heiserkeit und vorgetäushtes Niesen bekanntlich keine Migränesymptome darstellen – und legte so schnell wie möglich den Hörer auf.

Ich erwog kurz, mir an diesem Tag etwas Gutes zu tun, irgendwas, das ich mir normalerweise nicht gönne. Maniküre, Pediküre, Gesichtspeeling, etwas in der Richtung. Aber natürlich behielt mein schlechtes Gewissen

die Oberhand, und obwohl meine Wohnung meilenweit von meinem Büro im schicken Soho entfernt ist, würde mir garantiert an dem einen Tag, wo ich einmal krankfeierte, irgendjemand aus der Arbeit über den Weg laufen.

Darum sitze ich hier, schaue mir an diesem kalten Januarmorgen unsägliche Sendungen im Vormittagsfernsehen an (obwohl ich gerade etwas über »Hochfrisuren für die Hochzeit« erwischt habe, was sich möglicherweise noch als irrsinnig nützlich erweisen könnte), fresse mich durch eine Packung Kekse (meine letzte Chance, bevor es mit der Hochzeitsdiät ernsthaft losgeht) und frage mich, wo ich auf die Schnelle noch eine Masseurin herkriegeln kann – eine echte, die auch Hausbesuche macht –, um mir meine nervösen Verspannungen wegnetzen zu lassen.

Ich verträdele eine geschlagene Dreiviertelstunde mit den Kleinanzeigen in diversen Lokalzeitungen, obwohl ich den leichten Verdacht habe, dass mir diese Masseusen nicht wirklich das bieten können, was ich brauche: »Diskretion garantiert«, »stimulierend und intim«. Doch dann stoße ich auf die Kontaktanzeigen ganz hinten.

Beim Durchblättern muss ich schmunzeln. Natürlich lese ich sie von vorne bis hinten durch. Ich mag vielleicht demnächst heiraten, aber das heißt noch lange nicht, dass mich nicht mehr interessiert, wer sich sonst noch so auf dem Markt tummelt.

Und mich überkommt ein Gefühl von Wärme, und ja, ich geb's zu, von Selbstgefälligkeit. Ich muss niemanden überzeugen, dass ich einen tollen Sinn für Humor habe oder dass ich ein bisschen wie Renée Zellweger aus-

sehe, aber nur, wenn ich ein Schnütchen mache und die Augen ganz, ganz fest zusammenkneife, oder dass mir die unvermeidlichen Spaziergänge auf dem Land und die kuscheligen Abende vor dem Kamin das Höchste sind.

Was zwar zutrifft, aber welch ein Luxus, dass ich das alles nicht sagen muss, dass ich mich nie wieder darstellen oder beschreiben oder womöglich noch eine andere Person sein muss als die, die ich bin.

Denn zum Glück habe ich Dan. Zu meinem großen, großen Glück. Ich schlüpfe in meine gemütlichen, riesigen Hausschuhe, binde das Haar zu einem Pferdeschwanz, hülle mich in Dans dicken flauschigen Frotteebademantel und rutsche den Flur entlang zur Küche.

Dan und Ellie. Ellie und Dan. Mrs Dan Cooper. Mrs Ellie Cooper. *Ellie Cooper.* Ich trällere begeistert und andächtig die Worte, weil sie noch so fremd klingen, aber in etwas über einem Monat wahr sein werden, und weil mein Märchen doch noch ein Happyend hat.

Und trotz des zugezogenen Himmels, trotz des unablässigen Nieselregens, der diesen Winter prägt, spüre ich, wie ich aufblühe – als wäre plötzlich am Wohnzimmerfenster die Sonne aufgetaucht, um mich mit ihrer Wärme anzustrahlen.

Das Problem mit dem schlechten Gewissen beim Krankfeiern ist, wie mir jetzt klar wird, dass man letztlich zu viel Schiss hat, um aus dem Haus zu gehen, und insofern einen ganzen Tag verschwendet. Und je weniger man tut, desto weniger Lust hat man natürlich, etwas zu tun. Daher fühle ich mich schon um zwei Uhr angeödet, schlaff und müde. Anstatt dem Impuls nachzugeben und wieder ins Bett zu gehen, beschließe ich,

mich mit einem starken Kaffee aufzupulvern, zu duschen und mich endlich anzuziehen.

Die Espressomaschine – ein vorweggenommenes Hochzeitsgeschenk unseres Geschäftsführers – blinkt mich aufmunternd aus der Ecke auf der Arbeitsplatte an. Sie ist das High-Tech-Glanzstück der Küche, wenn nicht der ganzen Wohnung. Ohne Dan wäre ich nicht in der Lage, das verdammte Teil zu benutzen, trotz meiner Leidenschaft für starken Cappuccino mit viel Milchschaum. Mein Verhältnis zur Technik war schon immer etwas getrübt. Das einzige diesbezügliche Gebiet, auf dem mir keiner was vormacht, ist der Computer, aber selbst da gerate ich allmählich ins Hintertreffen, wenn ich mir so ansehe, wie meine jüngeren Kollegen ständig mit irgendwelchen iPods und MPEGs oder was weiß ich herummachen.

Mein Grundproblem ist nicht so sehr die Technik als vielmehr das geschriebene Wort: Gebrauchsanweisungen, genauer gesagt. Mir fehlt einfach die Geduld, sie durchzulesen. Fast alles in meiner Wohnung funktioniert irgendwie früher oder später, wenn ich erst ein paar Knöpfe und dann die Daumen drücke. Zwar hat mein Videorecorder noch nie im Leben etwas aufgenommen, aber ich habe mir das Gerät eh nur angeschafft, um Filme aus der Videothek abzuspielen, nicht um irgendwelche Sendungen aufzunehmen, daher hat es, was mich betrifft, seinen Zweck vorbildlich erfüllt.

Andererseits klappt bei Licht betrachtet nicht alles so perfekt ... Das Tiefkühlfach war das ganze letzte Jahr vor lauter Eis und Eiszapfen mehr oder weniger dicht, obwohl sich hinter all dem Eis möglicherweise noch eine alte Packung Spinat befindet. Und mein Staubsau-

ger enthält immer noch dieselbe Tüte wie vor drei Jahren, als ich ihn gekauft habe, weil ich noch nicht genau dahintergekommen bin, wie man sie auswechselt – ich habe, als sie voll war, einfach ein Loch reingeschnitten und den ganzen Dreck per Hand rausgefummelt, sie dann wieder mit Tesafilm verschlossen, und seitdem klappt das ganz prima. Immerhin habe ich auf diese Weise Unsummen für Staubsaugertüten gespart.

Jedenfalls habe ich jetzt Dan, Dan, der meine Neuanschaffungen nicht mal anfasst, bevor er das Booklet mit der Gebrauchsanweisung von vorn bis hinten mitsamt dem klein Gedruckten studiert hat, so lange, bis er den Inhalt auswendig hersagen kann, was er dann auch tut.

Gerade bei der Espressomaschine bin ich absolut froh darüber, dass ich tatsächlich zugehört habe, als Dan mir ihren Gebrauch erklärte. Das Gerät kam vor drei Tagen an, und bisher hab ich es neunmal benutzt. Morgens zwei Tassen, bevor ich in die Arbeit gehe, eine, wenn ich nach Hause komme, und eine oder zwei nach dem Abendessen, dann allerdings koffeinfrei.

Und während ich das Kaffeepulver für meinen Cappuccino einfülle, ertappe ich mich bei dem Gedanken, dass ich den Rest meines Lebens mit ein und derselben Person verbringen werde.

Das sollte mir eigentlich Angst machen – oder mich zumindest beunruhigen. Aber ich empfinde nichts als pure, unverfälschte Freude.

Alle Zweifel, die ich hinsichtlich dieser Hochzeit haben könnte, über die Ehe und die Vorstellung, den Rest meines Lebens mit Dan zu verbringen, haben nicht das Geringste mit Dan zu tun.

Sondern einzig und allein mit seiner Mutter.

Zwei

»Wir waren in dieser Ehe zu dritt ...«

Ich weiß noch, wie Prinzessin Diana mit den großen traurigen Augen kullerte, als sie in die Kamera blickte und ihren inzwischen berüchtigten Satz sprach, und wie ich mich damals fragte: Wovon redet sie bloß, und wie schafft sie es nur, dabei so unglaublich melodramatisch zu klingen?

Aber jetzt, wenige Wochen vor meiner eigenen Hochzeit, weiß ich genau, was sie meinte, nur dass ich es nicht mit einer Mätresse zu tun habe, sondern mit einer Matriarchin.

Offen gestanden kann ich wirklich nicht sagen, was schlimmer ist.

Ich habe Dan kennen gelernt, mich in ihn verliebt und Ja gesagt, als er mir einen Heiratsantrag machte, weil ich dachte, ich würde, na ja, *Dan* heiraten. Doch seit die Hochzeitsvorbereitungen auf vollen Touren laufen, muss ich mehr und mehr feststellen, dass ich im Begriff bin, nicht nur Dan, sondern auch seine Mutter zu ehelichen, und, wenn auch in geringerem Maße, seinen Vater, seinen Bruder und seine Schwester.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Eine Zeit lang habe ich mich sogar wie verrückt darüber gefreut. Ganz am Anfang, als Dan mich seiner Familie vorstellte, war ich

begeistert. Begeistert, die Familie gefunden zu haben, von der ich ein Leben lang geträumt hatte. Eine herzliche, große, einander innig zugewandte Familie.

In dem Moment, als Dan mir bei unserer dritten Verabredung gestand, er sei jeden Sonntag bei seinen Eltern zum Mittagessen eingeladen, war mir klar, dass er der Richtige für mich ist. Ein Junge, der seine Familie immer noch mag, dachte ich. Eine Familie, die sich so nah ist, dass man sich einmal in der Woche zusammensetzt. Die Erfüllung all meiner Träume.

Wahrscheinlich dachte ich damals so, weil es mit meiner eigenen kaputten Familie zu dem Zeitpunkt endgültig bergab ging, als meine Mutter starb.

Nicht, dass da eine große Familienidylle zerstört worden wäre. Meine Mutter war Alkoholikerin: unberechenbar, manipulativ, selbstüchtig. Im nüchternen Zustand konnte sie durchaus genau die Mutter sein, die ich mir wünschte, mitfühlend, herzlich, gütig und fröhlich. Ich weiß noch, wie abgöttisch ich sie liebte, als ich noch ganz klein war, als sie mit mir zum Puppentheater ging und vergnügt lachte, wenn ich über Kasperle und Gretel krächte, wie sie mich in die Arme nahm und drückte, während ich mich zappelnd zu entwinden versuchte, und wie sie mich stürmisch abküsste.

Aber nüchtern war sie selten. Meine Eltern gaben ständig Cocktailpartys, suchten ewig einen Anlass zum Feiern und Trinken. Von der Musik und dem Gelächter angelockt, setzte ich mich auf den Treppenabsatz, von wo aus ich einen Blick auf die bezaubernden Abendkleider erhaschen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Damals, ganz am Anfang, war sie noch wunderbar, wenn sie betrunken war. »Ich bin nicht betrunken«, sagte sie lachend, »nur ein klitzekleines bisschen beschwipst.« Ihre Persönlichkeit wurde dann überbordend, ihr Glücksgefühl hundertfach gesteigert. Sie wurde zärtlicher, sie wurde strahlender, sie wurde von allem *mehr*.

Aber mit zunehmendem Alkoholkonsum veränderte sich alles. Das Glücksgefühl schlug um in Enttäuschung, Abscheu und Sucht, während die Drinks weiterhin alles aufblähten. Was sie früher einmal fröhlich gemacht hatte, stimmte sie jetzt gereizt, an die Stelle der Zärtlichkeit trat Distanz, und wo sie mich einst stürmisch abgeküsst hätte, beschimpfte und beleidigte sie mich.

Es dauerte nicht lange, bis sich mein Vater von uns beiden zurückzog. Eine Zeit lang versuchte er noch, mit ihr zu reden, aber es endete immer damit, dass sie sich gegenseitig anschrien; dann nahm er seinen Mantel und war fort, manchmal stundenlang, manchmal die ganze Nacht.

Ich lernte, die Anzeichen zu erkennen, wenn sie getrunken hatte und es besser war, ihr aus dem Weg zu gehen. Ich schloss nur wenige und nur sporadisch Freundschaften, aber meine Freundinnen hatten immer Verständnis, wenn ich bei ihnen übernachten musste, manchmal mehrmals die Woche.

Eigentlich war ich nicht unglücklich. Irgendwie war mir wohl bewusst, dass die Mütter meiner Freundinnen sich nicht von einer Minute zur anderen von Engeln in Teufel verwandelten, und obgleich mir hin und wieder die Stabilität und Nestwärme fehlte, die ich bei ihnen vorfand, vermisste ich das bei mir zu Hause nie. Schließlich kannte ich es nicht anders.

Am 23. März 1983 saß ich im Geschichtsunterricht neben meiner besten Freundin Alison. Wir nahmen den Ersten Weltkrieg durch, und ich war gerade in einen Tagtraum versunken, der von mir, Simon Le Bon und der wahren Liebe handelte. Soeben war ich an dem Punkt angelangt, wo er mir kurz vor dem ersten magischen Kuss verzückt in die Augen blickte, als Alison mich unsanft anstieß.

Sie zeigte zur Tür des Klassenzimmers. Durch das Glas sah ich unsere Direktorin Mrs. Dickinson herannahen. Ein kollektiver Japsen ging durch die Klasse, weil Mrs. Dickinson offensichtlich hereinzukommen gedachte, eine Ungeheuerlichkeit, da Mrs. Dickinsons Furcht erregende Persönlichkeit außer bei der Morgendacht nie das Wort an uns richtete.

Bestimmt war sie eine kompetente Frau, aber die ganze Schule zitterte vor ihr. Sie schien so gut wie nie zu lächeln. Stattdessen pflegte sie erhobenen Hauptes mit ihrem Helm aus stahlgrauem Haar durch das Schulgebäude zu stolzieren und durch uns hindurchzuschauen.

Die gesamte Klasse hielt die Luft an, als die Klinke nach unten gedrückt wurde. Dann stand sie vor uns und bat unsere Geschichtslehrerin Mrs. Packer, einen Moment mit ihr auf den Flur hinauszutreten. Im Klassenzimmer erhob sich aufgeregtes Getuschel.

Und dann ging die Tür wieder auf, und die beiden Frauen kamen herein. Mrs. Packer schaute jetzt ebenso ernst drein wie Mrs. Dickinson, und irgendwie wusste ich, dass sie mich gleich aufrufen würden und dass es schrecklich sein würde.

»Ellie?«, sagte Mrs. Packer freundlich. »Mrs. Dickinson möchte mit dir sprechen.«

Ich spürte, wie sich alle Blicke auf mich richteten, nahm meine Mappe, ging zu Mrs. Dickinson hinüber und versuchte, die Hand zu ignorieren, die sie mir sanft auf die Schulter legte, während sie mich aus dem Klassenraum geleitete und die Tür hinter uns schloss.

In ihrem Büro hieß sie mich Platz nehmen und sagte in einem unendlich sanften Tonfall, es habe einen schrecklichen Unfall gegeben, bei dem meine Mutter ums Leben gekommen sei.

Ich weiß noch, wie ich auf dem harten Stuhl saß und dachte, dass ich jetzt eigentlich weinen sollte. Mir fiel ein Film ein, in dem ein Mädchen erfuhr, dass man ihr Pferd erschossen hatte, und wie sie erbärmlich zu heulen anfang und aufsprang und immer wieder »Nein! Nein!« schrie. So hätte ich reagieren müssen, dachte ich, aber es hätte sich falsch angefühlt, und ich wusste nicht, was ich sagen oder tun sollte, außer weiter auf den Boden zu starren.

Ich glaube, mein ausbleibender Gefühlsausbruch bereitete Mrs. Dickinson mehr Unbehagen, als sie selbst je bei mir ausgelöst hatte. Sie wollte mich weinen sehen, um mich in den Arm nehmen und trösten zu können, glaube ich, und als das ausblieb, wusste sie nicht, was sie tun sollte.

Nach einer Weile sagte sie, schreckliche und tragische Dinge würden nun einmal manchmal geschehen, und dass ich ja noch meinen Vater hätte, der mich sehr liebte, und mir meine Mutter vom Himmel aus stets bei allem zusehen würde.

Wie oft schon habe ich mir gewünscht, sie hätte sich diesen letzten Halbsatz verkniffen. *Meine Mutter wird mir vom Himmel aus stets bei allem zusehen.* Ich weiß, sie

wollte mich nur trösten, aber der Spruch verfolgte mich noch viele Jahre danach, und zwar ausschließlich beim Sex. Eben noch verging ich vor ekstatischer Lust, bis mich plötzlich der panische Gedanke an meine vom Himmel aus zusehende Mutter veranlasste, meinen Lover und mich hastig zuzudecken.

Irgendwann kam mein Vater und holte mich ab, nahm mich in die Arme und weinte, und noch immer konnte ich keine Regung zeigen, noch immer war ich wie betäubt.

Mein Vater gab sich große Mühe, eine Art Familienleben aufrechtzuerhalten, aber da wir nie eins gekannt hatten, wusste er nicht so recht, wie man es anstellt. Anfangs versuchte er noch, uns das Abendessen zu kochen; dann saßen wir verlegen am Tisch, während er mir die eine oder andere Frage über die Schule stellte, die ich so knapp wie möglich beantwortete. Wir spürten beide schmerzlich die Stille, die uns umgab, das fehlende Geschrei, die ausbleibenden Wutausbrüche und das nicht zerschlagene Geschirr.

Nach einer Weile gab er auf. Er rief an und sagte, er müsse Überstunden machen oder noch eine Besprechung oder irgendein Treffen einhalten. Er entzog sich mir auf ziemlich dieselbe Weise, wie er sich meiner Mutter entzogen hatte, und war genauso wenig in der Lage mit mir zu kommunizieren wie einst mit ihr.

Ehrlich gesagt, es machte mir nichts aus. Nicht damals. Damals entdeckte ich Jungs und Hasch und Partys. Allerdings nicht den Alkohol, Alkohol rührte ich nie an. Alison übernachtete jedes Wochenende bei mir, und wir verbrachten die Freitage und Samstage damit, im Bus kreuz und quer durchs Londoner West End zu

fahren und uns in alle möglichen Partys hineinzumogeln, bis wir dann im Morgengrauen zugehörnt und in bester Stimmung wieder nach Hause kamen, wo keine Eltern auf uns warteten, die uns eine Standpauke hätten halten können.

Als ich achtzehn war, heiratete mein Vater wieder. Ich habe seine neue Frau ein paarmal gesehen. Die prüde Mary: reserviert, freundlich und todlangweilig. Genau das Gegenteil von meiner Mutter. Sie schien aber nett zu sein, und mein Vater war offenbar glücklich. Zu dem Zeitpunkt kam ich mir ohnehin schon wie ein Waisenkind vor und hatte gegen seine zweite Ehe nicht das Geringste einzuwenden, da ich ihn so gut wie nie sah.

Wenn ich heute den Leuten von meiner wilden Jugend erzähle, müssen sie lachen. Nicht über den Tod meiner Mutter natürlich, aber wenn ich ihnen sage, dass ich eine Kifferbraut war und in unserem Haus regelmäßig die wildesten Partys stiegen, dass ich meine ersten zwei Jahre an der Uni damit verbracht hatte, so ziemlich mit jedem ins Bett zu springen, der bereit dazu war, ernte ich ungläubiges Lachen. Denn wer mich heute in meinen schicken, aber konservativen Sachen sieht, dezent geschminkt und in hohen, aber nie zu hohen, eleganten Schuhen, kann sich einfach nicht vorstellen, dass ich im Leben je etwas Rebellisches getan haben könnte. Dan sagt immer, genau deswegen habe er sich in mich verliebt: weil ich wie eine Bibliothekarin aussehe, bei der man nur ein bisschen an der Oberfläche kratzen müsse, und schon käme die ungezogene Ellie – wie er es nennt – zum Vorschein.

Wir lernten uns etwa um die Zeit kennen, als ich endgültig beschlossen hatte, nie zu heiraten. Ich hatte zu viele Nächte damit verbracht, von einer Familie zu träumen, von einem Haus voller Kinder, voller Gelächter und fröhlichem Lärm, von einem Haus, das fast in allem genau das Gegenteil des Hauses war, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte. Ich hatte zu viele Nächte von einer Zukunft geträumt, die sich nie erfüllte, von Männern, die sich jedoch immer anders entpuppten, als ich sie mir gewünscht hatte.

Und darum hatte ich beschlossen, mich voll auf die Arbeit zu konzentrieren. Mit meinen dreiunddreißig Jahren war ich Leiterin der Marketingabteilung einer Kette von kleinen exquisiten Luxushotels – vielleicht kennen Sie sie ja, vielleicht haben Sie sogar mal in einem übernachtet. Sie heißen Calden, einfach nur Calden, etwa so: Sind Sie im Calden abgestiegen? Benannt nach ihrem Gründer Robert Calden, ähneln sie den Schragger-Designhotels, nur dass sie bloß halb so teuer sind, was man eigentlich nicht laut sagen darf.

Ich war glücklich mit meinem Job. Es machte mir Spaß, Marketinganweisungen zu verfassen, unsere Ziele zu formulieren, die Richtung vorzugeben, das Machbare auszuloten und dann zu sehen, wie alles Gestalt annahm.

Ich genoss den Kick, eine neue Imagekampagne für unser Produkt zu entwickeln, mit dem Positionspapier die Leute aus unserer Werbeagentur zu briefen und mich nach ein paar Wochen von ihren Präsentationen voller Kreativität und genialer Einfälle verblüffen zu lassen, und das ist bis heute so geblieben.

Ich stürzte mich mit Begeisterung in die vielen verschiedenen Werbekampagnen zur »Maximierung unserer Auslastung«, wie wir vom Marketing sagen. Es war meine Idee, die oberen zehn Prozent unserer gehobenen Kundschaft direkt anzuschreiben und sie mit Anreizen wie einem abendlichen Einkaufsbummel außerhalb der normalen Öffnungszeiten bei Selfridges oder einer zusätzlichen Gratisübernachtung bei zwei gebuchten Nächten zu ködern, sich länger bei uns aufzuhalten.

Kein Wunder, dass die übliche Calden-Klientel – vor allem Luxus- und Geschäftsreisende – bei diesen Angeboten in der Regel zugriffen und ich bald zum Liebling der Marketingabteilung wurde.

Ich war schwer beschäftigt, meine Karriere lief gut, und ich war glücklich. Obwohl ich Freundschaften schon immer für eine ziemlich vergängliche Sache hielt, hatte ich in der Arbeit gute Freunde gefunden, die nach Feierabend sogar noch bessere Freunde geworden waren, und ich war ständig verabredet und eingeladen.

Und eines Abends im Dezember hatte ich ein Meeting im Konferenzraum in der obersten Etage des Calden in der Marylebone High Street mit ein paar leitenden Angestellten von American Express, um die ich mich schon seit Monaten mit einem Spezialangebot für ihre Platinkarteninhaber bemüht hatte: Sie buchen ein Wochenende bei Calden mit American Express, wir legen ein Abendessen in einem Londoner Nobelrestaurant und einen Wagen mit Chauffeur drauf.

Das Treffen lief gut, und hinterher gingen wir alle noch nach unten auf einen Drink in die Bar. Das Calden

entspricht vielleicht nicht hundertprozentig meinem Geschmack – ich bevorzuge Hotels, die altmodischer und luxuriöser sind –, aber ich mochte die Bar, und speziell die Tatsache, dass sie damals ein *hot spot* war, wo man hinging, um Leute zu sehen und gesehen zu werden, und ich – Gott sei Dank – trotz meiner faden schwarzen Hosenanzüge noch nie der Tür verwiesen worden war.

Wohin man sah waren Votivkerzen auf den niedrigen, auf Hochglanz polierten Tischen und den breiten, modernen Regalen. Hohe Glasvasen mit je einem Stiel einer blutroten Amaryllis schufen einen krassen Farbkontrast vor dem Hintergrund sachlich-weißer Wände.

Statt Stühlen gab es Sofas – riesige Kuschelsofas – sowie eine Reihe von Spieltischen an der einen Wand – mit Backgammon, Schach und sogar Monopoly und Trivial Pursuit. Unter anderem war unsere Bar wegen der einmal wöchentlich stattfindenden Spieleabende so angesagt (übrigens meine Idee, in aller Bescheidenheit bemerkt), die in *Time Out* erwähnt worden waren, kurz darauf in *Metro* und im Gesellschaftsteil der *Sunday Times*, und mittlerweile war es nahezu unmöglich, hereinzukommen.

Aber es war Dienstag, ein ruhiger Abend. Wir nahmen auf einer Sitzgruppe in einer ungestörten Ecke Platz, nahe einem der großen Gasfeuer-Kamine, und alles entspannte sich bei Mojitos – nur ich hatte mir einen Preiselbeersaft mit Soda und einem Spritzer Zitrone bestellt.

Wir machten Smalltalk und schüttelten allmählich die Anspannung unserer Verhandlungen ab, als etwas

mich veranlasste, mich umzusehen. Es war das komische Gefühl, angestarrt zu werden, obwohl mir das erst nachträglich klar wurde. An einem Tisch hinter mir saß ein Mann auf einem Sofa, der mich stirnrunzelnd betrachtete. Ich blickte ihn fragend an, aber er veränderte seinen Gesichtsausdruck nicht, und ich schaute wieder weg.

Aber als ich versuchte, mich wieder auf unser Gespräch zu konzentrieren, spürte ich ständig seinen nachdenklichen Blick im Rücken, und ich musste mich ziemlich beherrschen, mich nicht wieder nach ihm umzusehen. Irgendwann gingen die anderen nach Hause – zu ihren Frauen und Kindern –, und als auch ich mich zum Gehen anschickte, sah ich, dass der Mann immer noch da war.

Er kam zu mir herüber und schaute, sehr groß, wie er war, ernst zu mir herab.

»Warum starren Sie mich an?«, sagte ich, gänzlich unerschrocken und gegen meine Art.

»Tut mir Leid. Mir ist irgendwie nur, als würde ich Sie von irgendwoher kennen.«

Ich verdrehte die Augen. »Und jetzt soll ich wohl entgegnen, ich wette, Sie sagen das zu allen Mädchen?« Ich wollte nicht witzig sein, meine Stimme klang geradezu höhnisch. Ich war müde, hatte einen langen Tag gehabt und war nicht in der Stimmung für abgedroschene Anmachesprüche.

»Nein, im Ernst. Sie kommen mir bekannt vor.«

Mit lag schon wieder etwas Patziges auf der Zunge, aber er wirkte wirklich ernsthaft und leicht verwirrt.

»Wie heißen Sie?« fragte er.

»Ellie Black.«

Da leuchteten seine Augen auf.

»Wusst' ich's doch! Wir kennen uns. Wir sind uns vor ungefähr vier Jahren bei Alex und Bob begegnet. Ellie Black! Jetzt erinnere ich mich. Sie arbeiten bei Emap in der Marketingabteilung und wohnen in Queen's Park!« Er sagte es triumphierend, weil er mir nun beweisen konnte, dass er mich nicht einfach blöd angebaggert hatte. Natürlich hatte er Recht, ich war auf dieser Party gewesen und hatte damals noch bei Emap gearbeitet, und obwohl ich mich nicht im Geringsten an ihn erinnerte, wechselte ich von einem genervten zu einem überraschten Gesichtsausdruck, in den sich ein schwacher Hauch Freude mischte.

»Natürlich!«, rief ich. »Jetzt erinnere ich mich auch an Sie. Aber leider nicht mehr an Ihren Namen.«

»Nicht so schlimm. Dan Cooper. Ich habe als Produzent bei Channel Four gearbeitet. Wir wollten uns zum Lunch verabreden, aber, na ja ...«, er zuckte die Achseln. »Ich schätze mal, wir haben's nie geschafft.«

Und da erinnerte ich mich. Ich war damals mit Hamish zusammen, wir waren frisch verliebt, und ich war überzeugt, dass er der Vater meiner Kinder werden würde. Wir hatten gerade Krach gehabt, weil er beschlossen hatte, seine Eltern in Schottland zu besuchen, ohne mich mitzunehmen.

Darum war ich allein zu einer Grillparty bei Nachbarn gegangen, die Freunde von Freunden waren, wo ich niemanden kannte und mich dennoch sofort zu Hause fühlte.

Dan war mit Lachfältchen um die Augen und einem breiten Lächeln auf mich zugekommen und hatte sich vorgestellt und angeboten, mir ein Bier zu holen, und

ich weiß noch, dass ich dachte, wie nett er sei und wie schade, dass ich schon gebunden war.

Ich hatte fast den ganzen Abend harmlos mit ihm geflirtet und die Aufmerksamkeit genossen, das Gefühl, begehrt zu werden, und als wir gingen und er fragte, ob wir uns vielleicht irgendwann zum Lunch verabreden könnten, sagte ich, na klar, er könne mich jederzeit im Büro anrufen.

Ich war mit einem Lächeln eingeschlafen und am nächsten Morgen in aller Frühe von einem reuigen Hamish aus dem Schlaf gerissen worden, der sich überschwänglich am Telefon entschuldigte und mir beteuerte, wie sehr er sich nach mir sehnte, woraufhin selbstverständlich jeder Gedanke an Dan Cooper verflogen war.

Als Dan dann zwei Wochen später anrief, hatte ich absolut keinen Kopf mehr für ein Treffen mit ihm. Wir unterhielten uns verklemmt, und am Ende sagte ich, was für einen stressigen Terminplan ich zurzeit hätte, und dass ich mich wieder melden würde, sobald die Dinge weniger hektisch geworden seien.

Und seitdem hatte ich nicht mehr an ihn gedacht. Aber als er jetzt in der Bar vom Calden vor mir stand und ich in sein offenes, freundliches Gesicht blickte, erinnerte ich mich plötzlich wieder an ihn, und speziell daran:

Wenn er lächelte, lächelte er mit den Augen.

Dass er sehr groß war. Ein Mann, bei dem man sich immer beschützt und sicher fühlt.

Einer, der mit sich und der Welt im Reinen war.

Dass er einmal eine Katze besessen hatte, die Tetley hieß.

Dan Cooper blickte auf mich herab und runzelte wieder die Stirn.

»Sie erinnern sich nicht an mich«, sagte er.

»Doch«, erwiderte ich und musste unwillkürlich lächeln.

»Nein, tun Sie nicht. Macht nichts. Entschuldigen Sie, dass ich Sie belästigt habe.«

»Aber ich erinnere mich wirklich. Halt!« Ich hielt ihn am Arm fest, als er sich abwenden wollte. »Ich kann's beweisen. Als Sie klein waren, hatten Sie eine Katze namens Tetley.«

Jetzt war er mit Lächeln an der Reihe, und kurz darauf saßen wir nebeneinander auf einem Sofa, und als wir drei Stunden später gehen wollten, tat mir vor lauter Lächeln und Reden und Lachen das Gesicht weh.

Wir traten gemeinsam vor die Tür, und er winkte ein Taxi für mich heran.

»Ich würde gern Lunch vorschlagen, aber ich weiß ja, was letztes Mal passierte«, sagte er, und dann tat ich etwas, das so überhaupt nicht zu mir passte, dass ich es manchmal immer noch nicht fassen kann.

Ich beugte mich vor und küsste ihn. Es war ein langer, weicher Kuss auf den Mund, und ich stellte zu meiner großen Freude fest, dass mir Schmetterlinge im Bauch flatterten.

Und als ich mich losmachte und in sein Gesicht sah, zwinkerte ich ihm zu. »Genau weiß man es erst, wenn man's versucht«, sagte ich lachend, steckte ihm meine Visitenkarte zu und lehnte mich im davonfahrenden Taxi zurück.

Er rief am nächsten Morgan an, und wir verabredeten uns zum Lunch am selben Tag.



Jane Green

Bis dass sie uns scheidet

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-453-72219-4

Heyne

Erscheinungstermin: April 2009

Und ewig schreckt die Schwiegermutter

Dan hält sich an Gebrauchsanweisungen, während Ellie jeden Rat in den Wind schießt. Er treibt Sport, während sie faul auf dem Sofa liegt. Sie sind das perfekte moderne Paar und sehr verliebt – bis seine Mutter Linda die Hochzeitsvorbereitungen in die Hand nimmt. Aus der Traum vom gemütlichen Candle-Light-Dinner, denn Linda arrangiert eine Gala, auf der sich alle amüsieren, nur das Brautpaar nicht. Und das ist erst der Anfang: Hilflos muss Ellie mit ansehen, wie aus der idealen Schwiegermutter ein Monster wird. Doch so leicht gibt sich Ellie nicht geschlagen ...